

glode zum Aufschließen läuten, abends aber bei guter Zeit auch eine Pause klingen, danach aber, wenn er abgehen wollte und das Feld nicht sehr wohl walzen konnte, auch läuten, und zum letzten Läuten sollten die Bäume und Pforten gestrichs zugeschlossen und bis an den Morgen zugehalten werden.“ In ausgedehnten Stadtmärkten, die vom Kirchort aus nicht überblickt werden konnten, vollends in hügeliger und bergiger Gegend, wurden zur Sicherung der Bürger und ihrer Habe Warten oder Warttürme errichtet, sie standen daher bald innerhalb, bald außerhalb der Landwehr, zuweilen auch an den Schlagbäumen, damit der Wächter zugleich den Dienst des Wämers versah. Auf der Warte stand nämlich der „Tornemann“ d. h. der Türmer, der von hier aus die Umgegend überhaupte und, wenn er in der Ferne Feinde erblickte, den Bürgern in der Stadt und auf dem Felde durch Feuerzeichen, Aufziehen einer Fahne u. ähnl. die Gefahr meldete. So brachten diese sich und ihre Herden in Sicherheit, rüsteten sich, um den Gegner mit blutigem Kopfe heimzujagen, und retteten die Vaterstadt vor Ueberfall und Verwüstung.

Mit der Entwicklung der Kriegstechnik und der Erhebung der kleinen Ritterheere durch die Massenheere der Söldner verloren die Landwehren ihren Wert als Grenzbefestigungen, aber gleichwohl wurden sie bis in die neueste Zeit gepflegt und unterhalten. Sie verhinderten das Eindringen der Viehherden der Nachbargemeinden in die umschlossene Feldmark und schützten so die Acker und Weiden vor Beschädigung, um umgekehrt wurden dadurch die eigenen Herden von dem Betreten fremder Grundstücke ferngehalten. Aus diesem Grunde beschloß die Stadt Werne noch im Jahre 1766 die Ausbesserung der Landwehr, damit „so wenig das Stadtvieh anderen als fremdes Vieh der Stadt zu Schaden kommen könne.“ Ferner dienten die Landwehren zur Sicherung der Erhebung des Wegezollses. Die Städte hatten nämlich die Pflicht, innerhalb der zugehörigen Feldmark die Wege intand zu halten, und erhoben deshalb von allen Fremden, die die Straßen mit Gespann und Vieh benutzten, einen Zoll. Diese Aufgabe erledigte meist der Wächter am Schlagbaum, der deshalb auch Zollbäumer oder Zöllner („Tollner“) genannt wurde. Schließlich wurden die Landwehren im Zeitalter des Merkantilismus instand gehalten, um die Ein- und Ausfuhr zu überwachen. Das Ziel der Handelspolitik im 17. und 18. Jahrhundert war nämlich, möglichst Gold ins Land zu ziehen, es mußte also die Ausfuhr gefördert und die Einfuhr fremder Waren, wenn auch nicht ganz unterbunden, so doch möglichst eingeschränkt werden. Um nun den Schmuggel an den Grenzen zu unterdrücken, wurden die Landwehren durch die Regierungen vor Beschädigungen geschützt und, wo eine Lücke entstanden war, wieder ausgebessert, sodaß sich der gesamte Verkehr an den Schlagbäumen abspielte und von den Behörden überwacht werden konnte.

Landwehren, die diesen Zwecken nicht mehr dienten, versielen allmählich, indem sie abgeholzt, eingeebnet und als Garten- und Ackerland benutzt wurden, besonders bei den Städten, wo der Landhunger die ärmere Bevölkerung zwang, den fruchtbaren Boden, der auf diese Weise gewonnen wurde, in Kultur zu nehmen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts sind dann infolge der Vorkoppelungen und Gemeinheitsteilungen zum größten Teile die Landwehren in Privateigentum übergegangen und fast vollständig ausgerodet worden, sodaß vielfach nur mehr die Flurnamen die dem lebenden Geschlechte auch schon unverständlich geworden sind, daran erinnern. Pflicht des Heimatshutes und der Naturdenkmalpflege ist es daher, die bescheidenen Reste der Landwehren vor gänzlicher Vernichtung zu retten und die Flurnamen, die das Dasein dieser Befestigung in der Vorzeit erweisen, zu sammeln und zu deuten.

Die Plastik des Plattdeutschen.

Wie ein niederdeutscher Dichter über die plattdeutsche Sprache urteilt.

Der durch mehrere vorzügliche niederdeutsche Romane bekannt gewordene Hamburger Dichter Paul Schurek beantwortet in der Zeitschrift „Niederachsen“, Bremen, die sich selber gestellte Frage: „Warum und wann schreibe ich plattdeutsch?“ mit recht fesselnden Darlegungen von Wert und Werten des Plattdeutschen. Im Verlauf seiner Ausführungen stellt er als wesentlich fest:

„... Ja, warum? Neueste Antriebsmomente können es nicht sein. Das plattdeutsche Publikum ist anspruchslos, von

wenig rühmlichen Ausnahmen abgesehen. Die plattdeutsche Kritik? Ein paar Herren bemühen sich ernsthaft, sachlich zu sein, sonst aber wuchert Unfähigkeit lüppig. Danach fragt der Künstler auch nicht so sehr, wenngleich er ein einsichtiges Wort gern hört. Es muß schon ein innerer Beweggrund da sein.

Weil die Volkssprache einfach, im guten Sinne beschränkt, auf Konkretes gerichtet ist, darum erzielt sie erfolgreich zur Weltlichkeit, zur Wahrheit, zu ausdrucksvoller Kürze. Sie heilt von Schwächen, gibt dem lodernden Feuer Nahrung, beruhigt es. Sie ist schwerfällig, wird nur von Kräftigem, Notwendigem bewegt. Jeden Flug ins Abstrakte hemmt sie, weil sie so dingfest ist. Sie ist für den nervösen, modernen Menschen ein kräftiges Heilbad.“

Nach einigen plattdeutschen Büchern schrieb ich dann plötzlich den „Hamburger Brand“ hochdeutsch. Einige Freunde tadelten mich darum. Warum tat ich es? Damals ganz ohne Ueberlegung. Ich begann es plattdeutsch, doch da fühlte ich unerträgliche Hemmung in der Hand. Meine Vision vom Feuer drängte mächtig, ich fand die rechten plattdeutschen Worte nicht, es riß mich unwillkürlich ins Hochdeutsche hinein, da ging es rascher, leichter. Ja, so war es, das Instrument der plattdeutschen Sprache gab nicht genug her. Ich wage nicht, zu sagen, daß es an der plattdeutschen Sprache liegt. Sicher liegt es an mir, ich stede zu drei Vierteln meiner Wesenheit in der hochdeutschen Welt. Vielleicht kommt einmal der niederdeutsche Mann, der alles plattdeutsch sagen kann, auch das, was unsere Zeit bewegt.

Ueberall, wo es sich um Elementares handelt, wo die Begebenheiten sehr naturnah und einfach sind, besonders auch, wo man so weit über dem Stoff steht, daß der Humor die Führung nimmt, da ist das plattdeutsche Sprachgut in seiner Schlagkraft, Eindeutigkeit, Plastik unübertrefflich. Das gilt vor allem für das Märchen. Doch kommt der Stoff aus den überhöhten, von neuen Dingen überfüllten Bezirken der Großstadt, ist er innerlich kompliziert, chaotisch aufgewühlt — da fließen die geschmeidigen hochdeutschen Worte leichter. . .“

Kost der Westfalen.

Alte und neue Zeugnisse ihres Stammeßums

Jahresertrag.

Es gibt kein arbeitssameres Volk als das westfälische.
Erasmus von Rotterdam.

*

Stolz auf die Heimatstadt.

Düsse Stadt ist vrie, dem Rike hold,
verköpft dat nit um alles Gold.
(Alte Torinschrift in Dortmund.)

*

Raum, Nahrung und Frieden für alle.

Bettler gibt es unter dem Landvolke (des Münsterlandes) nicht, weder dem Namen, noch der Tat nach, sondern nur in jeder Gemeinde einige „arme Männer oder Frauen“, denen in bemittelten Häusern nach der Reihe die Kost gereicht wird, wo dann die nachlässigste Mutter ihr Kind strafen würde, wenn es an dem „armen Mann“ vorüberging, ohne ihn zu grüßen. Es ist Raum, Nahrung und Frieden für alle da.

Annette von Droste-Hülshoff.

*

Das Hiät wäd nich aolt.

„Segg äs, Moder, wech no wull?
O wat wör'n wi junk und dull
Nu vör siffig Jaohrl — — —
Äs ik frogg, do säggst du Jou,
Un so wör'n wi Mann un Frau,
Häfft tosammen haollen,
Trüke tosamme alle Tied. —
Un nu is 't mei us so wiet:
Nu sin wi de Wollen. — — —
Doch min Hiät, dat wäd nich aolt,
Wäd nich aolt un wäd nich kaolt,
Sind aut gries de Saot.
Bis nich mähr de stinke Dähn,
Häfft di doch no jüst so gähn
Äs vör siffig Jaohrl.“

Augustin Wibel.

Schriftleitung: Carl Saumanns, Lippstadt.



Einzel - Nummer auf
Schreibpapier 20 Bg.

Widerrechtlicher Nachdruck verboten.

Geehrte Mitarbeiter willkommen!

Nr. 16.

21. Oktober 1925.

7. Jahrgang.

Das Hochwasser von 1890.

Eine Jugenderinnerung.

In der vorigen Nummer der Lippstädter „Heimatblätter“ hat unser verehrter Mitarbeiter Franz Kesting in packender Weise die große Ueberschwemmung des Jahres 1909 geschildert. Das veranlaßt mich, meine Erinnerungen an das noch größere Hochwasser des Jahres 1890 aufzufrischen.

Am Abend des 24. November des Jahres 1890 — es war ein Montag — stand ich als 9½-jähriger Knabe nach dem Singen des St. Nicolai-Kirchenchors vor dem Gesellenhause auf der Alte-Soeffstraße und unterhielt mich mit den anderen Chorfnaben über den seit Tagen unaufhaltam niederströmenden Regen und das ständige Steigen der Rippe, das eine Ueberschwemmung befürchten ließ. Da plötzlich ertönte die Brandglocke schaurig durch die abendliche Stille, und bald nachher wurde auch die Bürgertrummel geschlagen, was meines Wissens in den späteren Jahren niemals wieder geschehen ist. Hornsignale der Feuerwehre töteten durch die früh hereingebrochene Dunkelheit. Und zu gleicher Zeit gellte der drohende Ruf durch die Straßen: „Die Rippe kommt in die Stadt!“ Die Weihenstraße stand schon unter Wasser; jetzt strömte es von Westen her in die Alte Soeffstraße, langsam, aber stetig ließ das Wasser weiter. Wir Jungen wichen nur langsam zurück, konnten uns aber in der Dunkelheit des Abends doch eines bangen Gefühls nicht erwehren. Einer unheimlichen Macht stand man gegenüber, ohne sich wehren zu können, und ohne das Ende abzusehen; denn schon kam die Nachricht von einem Boten aus der inneren Stadt, daß auch an der Brüderstraße, sowie am Lipper- und Kappelort die Dämme gebrochen seien, und von allen Seiten ergossen sich die schmutzig gelben Fluten in die tiefer gelegenen Straßen, von denen gegen 8 Uhr abends bereits 24 an der Zahl 3—5 Fuß unter Wasser standen.

Jetzt trieb mich das Wasser in das Elternhaus, wo man sich schon bange Sorge um den Kinnast machte. Das Wasser erreichte bald den Bordstein, nach kurzer Zeit die erste Stufe der Haustreppe, bald die zweite.

Wie mag das enden? Das ist ja die reinste Sündflut. Die Eltern machen besorgte Gesichter, reden von den armen Leuten in den noch tiefer gelegenen Stadtteilen. Die gute alte Tante holt eine geweihte Kerze aus dem Schrank, zündet sie an und ruft die Hilfe des Himmels an. Eine meiner Schwestern wird vor Angst ohnmächtig.

Endlich kommt das Wasser zum Stehen, und es tritt eine Beruhigung der Gemüter ein.

Inzwischen aber hat sich draußen allerlei zugetragen, was uns in höchster Spannung hält. Vom Nachbarhofe, der 2—3 Fuß niedriger liegt als der unserige, hören wir erregte Stimmen, der „olle Hiärmen“ donnert seine Anechte und Mägde an, weil sie das Vieh nicht schnell genug ins Haus bringen. Da geht es zu wie in der Arche Noah, Menschen und Vieh müssen zusammen haufen. Unser Nachbar gegenüber, ein überweiser Bäckermeister, hat aus Lehm einen Damm von etwa einem Meter Höhe gebaut. Ich sehe ihn noch wie heute dahinter stehen, mit aufgetrempelten, vor der Brust verstränkten Armen und einer mehlsbestäubten Schürze. Er fühlt sich hinter seinem Damm ganz sicher, hat die Haustür geöffnet und schlägt die Mahnung seiner Nachbarn wenigstens doch den Läden auszuräumen, in den Wind. Da plötzlich bricht der Damm vor der Haustür zusammen, und das Wasser flutet so schnell in den Hausflur, daß Störmann — so hieß der Schläue — hintenherüber in das Wasser flücht. Und schon nach kurzer Zeit schwimmen Brote, Brekel und Bröckchen vor dem Hause. Rectoratschüler machen sich das Veranügen, mit einer langen Stange die Brote aufzufischen. — Unsere Nachbarn zur Linken sind indeß auch nicht müßig gewesen; sie haben von ihrer Gartenmauer vor dem alten „Laboratorium“ her bis Zumbusch-Gasse (heut Senaer) einen Damm gebaut und können trockenen Fußes die hochgelegene Kappelstraße erreichen. Diesen Damm und die Gartenmauer benutzt auch Rektor Böddiker (heut Dehant und Geistlicher Rat in Menden), der einen Kranten besucht hatte, und klettert durch ein Gassenfensterchen in unser Haus. Meine Eltern bitten ihn dringend, die Nacht wenigstens bei uns zu bleiben. Der pflichtgetreue Mann, ein resoluter Sauerländer, lehnt mit den Worten ab: „Ich muß zu meinen Pensionären!“ und stapft in das eiskalte Wasser. Es geht ihm bis über die Knie, jetzt bis an den Leib. Da plötzlich gerät er in das Loch vor dem Kanalabfluß, stolpert und ruft: „O, Herr!“ Das Wasser reicht ihm bis unter die Arme, die langen Röcke schwimmen auf dem Wasser. — Doch nun ist er gerettet in Sicherheit.

In dieser Nacht habe ich nicht viel geschlafen. Vor Morgengrauen sind wir schon munter. Und wie steht es beim Hellwerden aus! Aus Lippstadt ist Kleinvenedig geworden. Da kommt wahrhaftig schon ein Kahn angefahren. Geschickte Hände haben auch in der benachbarten Tischlerei ein Klotz gezimmert. Es wird uns Turnens immer interessanter. Auch einzelne unserer Gutenberg,

jünger kommen auf dem Wasserwege herangefahren und werden mit Hallo begrüßt.

Inzwischen haben die Erwachsenen sich über die Wagenfrage unterhalten. Die Sache ist nicht so schlimm, weil wir kurz vorher geschlachtet haben, und es infolgedessen an fleischlichen Genüssen nicht mangelt. Milch reicht man uns aus der „Arche Noah“ nebenan über die Gasse; nur Brot fehlt. Doch schon naht Hilfe. Ein rotgepolsterter Landauer, mit tüchtigen Pferden bespannt, kommt von der Cappelstraße her herangefahren. Darin steht der alte Wachtmeister Josephs mit seinem ersten und doch so gültigen Gesicht und dem schönen weißen Vollbart. Er bringt einen ganzen Wagen voll frisch gebackener Brote. Die Pferde stampfen durch das Wasser, daß es hoch aufspritzt, und der alte Josephs steht mit einer Heugabel in die Brote und reicht sie in die Fenster der Häuser, an die er nicht nahe genug heran kann. Wie er da so im Wagen steht mit seinem Kuchenspelz um, und den Hungernden Brot reicht, erinnert mich der alte Mann an den heiligen Nikolaus. So habe ich das Bild 35 Jahre im Gedächtnis behalten.

Das Hochwasser hatte leider in vielen, ja wohl in den meisten Häusern argen Schaden angerichtet. Die Keller vorräte waren verdorben, die Wohnungen feucht und ungesund geworden. In einzelnen Häusern waren sogar Wände eingestürzt. Der Bahnbetrieb zwischen Lippstadt und Rheba sowie Lippstadt und Warstein ruhte, weil Dämme und Brücken von den Wassermassen beschädigt waren. Die schöne Promenade zum Friedhofe war zwischen Schwemmann's Garten und dem Eisenbahnstamm der Rhebaer Bahn schwer mitgenommen. Bäume waren entwurzelt und der Weg fast einen Meter tief weggeschwemmt. Da der Weg zum Friedhofe gänzlich unpassierbar war, mußten einige Leichen 6 Tage über der Erde stehen bleiben. — Hinzu kam eine ganz grimmige Kälte, so daß sich viele Straßen mit Eis bedeckten, während sich das Wasser langsam wieder zurückzog. Da viele Wohn- und Kochräume unbenutzbar geworden und die Speisevorräte, namentlich die Kartoffeln, verdorben oder erfroren waren, entstand eine bittere Not. Das kathol. Hospital gab täglich 200 Portionen warmes Essen kostenlos aus, um der ärgsten Not zu steuern. Auch ein Menschenleben hatte das Hochwasser gefordert. Ein Knecht, der Vieh aus den überschwemmten Räumern holen sollte, war erfroren. — So hatte das Hochwasser von 1890 ein großes Elend über unsere Vaterstadt gebracht, und die Stadtverwaltung sann ernstlich auf durchgreifende Mittel, um eine Wiederholung eines solchen Unglücks zu verhindern. Man begann die Röhre zu regulieren, das Bett zu entschlammen und zu vertiefen und die Böschungen zu befestigen. Auch wurde der Hochwasser-Überwachungsdienst sorgfältiger ausgestaltet, so daß wir in Zukunft wohl keine derartige Katastrophe mehr zu erwarten haben. Das Hochwasser von 1890 aber mit seinen ersten und heftigeren Eindringen wird mir eine meiner lebendigsten Jugenderinnerungen bleiben.

Der Herausgeber.

Die Straßen der Stadt Rütthen und ihre Namen.

(Schluß).

Mit diesen vier Straßen sind nun die Hauptstraßen der Stadt nicht erschöpft. Wohl sind es die vornehmlichsten Straßen der einzelnen Bauerschaften, welche mitten durch diese Bauerschaften hindurch führen. Daneben gibt es noch mehrere andere. Gemeinsam haben diese mit den ersten nur das Moment der Entstehung. Ihre Benennung erfolgte jedoch nach anderen Gesichtspunkten.

Die Hauptstraßen der Stadt wie das Straßennetz überhaupt entstand erst nicht allmählich, je nachdem ein Bedürfnis vorlag, im Gegenteil, es war bereits bei der Anlage der Stadt festgelegt. Ein Blick auf irgend einen alten Stadtplan von Rütthen zeigt mit aller Deutlichkeit, daß bei der Anlage der Stadt System geherrscht hat. Die Tore liegen genau nach den vier Himmelsrichtungen und fast sämtliche Straßen schneiden sich rechtswinklig. Von den vier Toren aus führen Straßen fast gerade in die Stadt: vom Schneringer Tor die Schneringer Straße, vom

Ostertore nach links zwar die Ostere Straße, in gerader Richtung aber die Mittlere Straße, vom Hachtor aus die Hachtorstraße und vom Burgtor aus die Ritterstraße. Die übrigen Straßen laufen zu diesen Straßen parallel. Eine solche Lage mußte hier notgedrungen eintreten, weil die einzelnen Hausstätten von ganz bestimmter Größe als Rechtecke abgemessen wurden. Während nun die mitten durch die Bauerschaft führenden Straßen wohl zuerst benannt wurden, und zwar nach diesen Bauerschaften, mußten für die übrigen Straßen andere Benennungen gefunden werden. Das nächstliegende waren wie gesagt Besonderheiten der Lage bezw. der Anlage der Stadt; ausschlaggebend für die Benennung war u. a. auch wohl die eine Straße vornehmlich bewohnende Klasse gewerbetreibender Bürger usw.

Die genannte Ritterstraße nun wurde so benannt, weil schon zur Zeit des Verfalls der Burg manche Ritter in die Stadt zogen und sich in der Nähe der Burg an dieser Straße niederließen. Ähnliche Benennungen in anderen Städten sind: Fleischhauer-Straße, Judenstraße usw. Parallel zur Ritterstraße läuft die schon genannte Niedere Straße und weiter die Burgstraße. Diese ist wohl deshalb so benannt worden, weil sie vom Rathaus aus der nächste Weg zur Burg war. In ähnlicher Beziehung benannt findet sich in anderen Städten z. B. eine Mühlenstraße. Parallel zur Hachtorstraße im Osten läuft die Hochstraße, so bezeichnet nach ihrer Lage in der oberen Stadt. Der Ostere Straße, welche an sich in einem Bogen, der Stadtlage entsprechend, bis in die Nähe des heutigen Wasserturmes reicht, entsprach ein Straßenzug, welcher gebildet wurde durch die heutige Windpfortstraße (benannt nach einem alten Feuerzeichen, von welchem aus sie ihren Anfang nimmt), Kirchstraße, letztere durchgehend gedacht bei der Wohnung des Schneidemeisters Ballhorn in gerader Richtung durch das Schneegäßchen auf die heutige Post zu. In diesem Viertel muß schon frühzeitig eine Abweichung vom alten Straßenzuge eingetreten sein, wahrscheinlich infolge des Baues der St. Nikolauskirche, weshalb eine einheitliche Straße wie auch Benennung nicht existiert.

Zwischen diesen Straßen wurden sodann Verbindungen hergestellt und zwar durch sogenannte Gassen. Diese Gassen waren sehr zahlreich. Alle, immer in Verlängerung der nächsten, führten gerade auf die Stadtmauer. Sie hatten nämlich den Zweck, der Bürgerwehr einen möglichst direkten und geraden Weg in die Stellungen auf der Stadtmauer herzustellen. Durch Ratsbeschluss waren in Zeiten der Gefahr den einzelnen Rotten der Bürgerwehr ihre Stände auf der Mauer bestimmt und je schneller sie diese erreichen konnten, desto vorteilhafter war es.

Benannt waren diese Gassen meistens nach einem der anliegenden Wohnhäuser: z. B. die Nonnengasse nach dem Nonnenkloster, die Spitalsgasse, auch Steinpfad genannt, weil mit Steinen gepflastert, nach dem Hospital, Dierlen Gasse nach dem sog. Dierlen Wohnhause, oder man sprach von der Gasse zwischen N. N. und N. N. usw. Lagen auch Wohnhäuser in diesen Gassen, dann war die Bezeichnungswiese wieder eine andere, und sie kam erst in späterer Zeit auf. Ursprünglich lagen nur an den Hauptstraßen die Wohnhäuser und die Gassen führten längs den Hausstätten zwischen diesen hindurch. Auch waren die Zugänge zu den Wohnhäusern nur an der Straßenseite; denn die Gassen waren sehr schmal. Erst infolge späterer Teilungen von Hausstätten an solchen Gassen kam es vor, daß kleinere Häuser auch an den Gassen errichtet wurden. Dann hieß es, sofern die betr. Gasse keinen besonderen Namen führte, z. B. ganz einfach: N. N. in der Gasse bei N. N. Auch eigenartige Sonderbezeichnungen für die Gassen finden sich noch: Die Kupfergasse, heute Ewarten Gasse genannt, hatte ihren Namen nach den Kupferschlagern, welche dort wohnten; das Schneegäßchen am Garten der Elisabethsbrücke entlang, hier blieb wegen der hohen Mauer der Schnee recht lange liegen. Die Pfeffergasse trägt einen Namen, der schwer zu deuten ist. Vielleicht hieß sie früher Papengasse, weil die in den ersten Jahrhunderten nur bei der unteren Kirche St. Johannes wohnenden Geistlichen vornehmlich durch diese zur oberen Kirche St. Nikolaus gingen. Die bei dem sog. Rannegießers Hause auf die Stadtmauer führende Gasse hieß einmal Judengasse. Vor etwa 200 Jahren wurde ganz heimlich und mit Entrüstung auf den Bierbänken in der Stadt erzählt, es solle in Rütthen auch eine Judengasse geben. Man wollte nämlich in dieser Gasse bei Nachtzeit ein Pärchen gesehen haben.

Außer Hauptstraßen und Gassen gab es in Rütthen auch noch gewisse Bezirke, deren Bezeichnungen heute zum Teil als Straßenbezeichnungen dienen: wie Romberg, Krummenhagen, Buterort und Wulfsdorf. Damit hatte es folgende Bewandnis:

Dem systematischen Straßennetz hätten an sich auch parallele Mauerwege entsprechen müssen. Dies war aber nur zum Teil der Fall. Die Stadttore waren nämlich aus dem allgemeinen System heraus etwas nach außen hin vorgeschoben. Dadurch war zur Stadt hin ein freier Platz gebildet, der je nach der besonderen Bedeutung des Tors verschieden groß war. Auf diesen Plätzen standen zunächst nur die städtischen Wirtshäuser. Sodann dienten sie in Zeiten der Gefahr namentlich als Sammelplatz für die Verteidiger usw. Später wurde auch die weitere Bebauung dieser Plätze zugelassen. Ende 1500 entstand z. B. am Hachtor das sog. Wagnersche Wohnhaus, früher Portenmehlers genannt nach dem Judenwirt Melchior Müller, welcher hier um 1775 wohnte. (Nachfolger war Matthias Heile). Mit der Bebauung entstand, besonders wenn der Platz eine größere Ausdehnung hatte, gegenüber dem altbebauten Teile der Stadt, also schon innerhalb der Stadtmauer ein Außenort. Für den in Frage kommenden Bezirk am Ostertore ist unter der Einwohnerzahl noch heute die Bezeichnung „Buterort“ buterort, Außenort geläufig. Heute hat man die Bezeichnung Ostertor statt dessen gewählt, ähnlich Schneringerort.

Des Ostertors blieb auch ein größerer Raum an der Stadtmauer frei. Zwischen Hachtor und Ostertor war an der Mauer ein solcher freier Platz, welcher bei seiner schon erhöhten Lage durch Anhöhen noch weiter erhöht war. Auf demselben waren Ställe, städtische Geschütze aufgestellt. Auch hier wurde die Bebauung zugelassen. Es entstanden hier namentlich auch die sog. städtischen Spitzer, Speicher, welche in Kriegszeiten u. a. auch an die Bauern hinter der Haar zur Einlagerung von Getreide usw. vermietet wurden. Durch die Bebauung wurde aus dem freien Platz mit Einschluß der anliegenden Häuser ein kompakter, geschlossener Bezirk. Wegen der erhöhten Lage wählte man die Bezeichnung „Berg“, und weil ferner hier der Rodenberger Lehnshof lag, so nannte man diesen Bezirk im Ganzen „Altm Rodenberge“, auf dem Rodenberge. Heute heißt es einfacher Romberg.

Die heutige Straßenbezeichnung Krummenhagen hieß früher „im krummen Hagen“. Ursprünglich war der westlich dieser Straße gelegene Teil der Stadt noch nicht ganz zu Hausstätten verteilt worden. Dies geschah erst nach und nach. Weil sodann Wall und Graben hier wegen der verschiedenen Krümmungen „der krumme Hagen“ genannt wurden, so gab man nun dem anliegenden Bezirk den gleichen Namen. Um 1590 ist die Rede von einem Gert im Krummenhagen.

Schließlich sei noch einer letzten Bezeichnungsweise gedacht, die aber keine eigentliche Straßenbezeichnung ist, sondern zur besonderen Kenntlichmachung eines Straßenteiles diente. Wo eine Gasse in eine Hauptstraße mündete, da sprach man wohl von einem „Eck“, so Brandis Eck auf der Ostere Straße. Eine ähnliche Bewandnis hatte es mit der Bezeichnung „im Wulfsdorf“ auf der unteren Burgstraße. Hier stand an der letzten Gasse im Norden seit 1591 der sog. Wulfsdorf mit einer Zehntschauer der Landkommende Mühlheim. Der lebhaftere Verkehr hierher führte zu der Sonderbezeichnung.

Im Laufe der Zeit nun sind die meisten Gassen verschwunden. Mit dem Rückgang der Stadt als Festung vor allem hatten sie ihre Bedeutung verloren. Sie wurden von der Stadt an die Anlieger verkauft. Den Verkehrsbedürfnissen Rechnung tragend, sind dagegen aber auch manche Gassen, soweit sie sich in einer Richtung ergänzten, zu Straßen ausgebaut worden. Zu solchen Straßen ist die sog. Königstraße zu rechnen. 1)

Zu erwähnen sei in diesem Zusammenhange noch die sog. Kirchstraße, welche aus der Ostere Bauerschaft zur St. Nikolauskirche führt. Früher hieß sie Winkelgasse wegen ihrer rechtswinkligen Form.

Was nun endlich die neuen Straßen außerhalb der Ringmauern angeht, so kommt augenblicklich nur eine Straße in Frage, der sog. Grabenweg, eine Verbindungsstraße vom Hachtor zum Ostertor. Diese Straße trägt ihren Namen deshalb, weil sie durch den zweiten äußeren Wallgraben geht. Weitere Straßen werden folgen. Es ist das ein höchst anzuerkennendes Bestreben der städtischen Vertretungen, solchen neuen Straßen Namen zu geben, welche passend an die historische Vergangenheit Rütthens anknüpfen. So ist vor kurzem die Straße zwischen den Neubauten am Ostertore Berge auf der Lücke zur Erinnerung an das ehemals jenseits der Mähne gelegene Dorf Harbering-

1) Vgl. dazu Preising, Rütthens Straßennamen, in Preising: Rütthen in geschichtlichen Einzelbildern, S. 168.

hausen die Harringhuser Straße benannt worden. So wird durch eine einfache Straßenbezeichnung die Erinnerung an bedeutungsvolle Begebenheiten der Heimatgeschichte wachgehalten. Möge in dieser Weise weiter verfahren werden. Das ist der Wunsch aller Heimatfreunde, wie hier in Rütthen so auch in anderen Orten, wo man augenblicklich sehr mit der Erforschung der heimischen Straßennamen beschäftigt ist.

Die Landwehr in Westfalen.

Von Dr. phil. Dr. jur. Dr. rer. pol. Josef Lappe.

(Schluß.)

Diese Maßnahmen waren erforderlich, weil im Mittelalter der Krieg mit barbarischen Mitteln gegen Leben und Eigentum der Bevölkerung geführt wurde. Wehe dem Lande, wenn der Feind durch die Landwehr eingebrochen war! Die Felsen wurden zertrümmert, die Häuser geplündert und in Brand gesetzt, die Herden weggetrieben, die Menschen gemordet oder fortgeschleppt. Gerade die Städte hatten unter den Feinden zu leiden, und die Unsicherheit war zuweilen so groß, daß sich der Bauer nicht in die Feldmark und noch weniger der Kaufmann in die Fremde wagte. Eine wahre Landplage waren die Raubritter und noch im dreißigjährigen Kriege die Reitertruppen, die plündernd aufzogen und die Viehherden mitnahmen. Damit solchen räuberischen Ueberfällen vorgebeugt werden konnte, mußte nicht nur die Landwehr dauernd nachgehoben und ausgebaut werden, es war auch dafür zu sorgen, daß sie in der Stunde der Gefahr rechtzeitig und erfolgreich verteidigt wurde. Zu diesem Zwecke wurde auf dem Lande die waffenfähige Bevölkerung durch die „Kirchspielsführer“ aufgeboten, und noch im Jahre 1711 verordnete der Fürstbischof Franz Arnold für das Bistum Münster, daß bei Annäherung eines Feindes „die Gloden und Trommeln gerührt, die Unterthanen in Wehr und Waffen gestellt, zu welchem End die Unterthanen mit gutem Obergewehr, auch Pulver und Kugeln wenigstens zu 12 Schuß versehen wären, und die mit Gewehr versehenen und egerzierten Leute in drei Klassen, um der besten Mannschaft auf allen Vorkall zu gebrauchen, eingeteilt werden sollen.“ Die städtischen Landwehren wurden von der wehrlosen Bürgerwehr bewacht und verteidigt, in erster Linie durch die Schützengesellschaft, die stets bereit sein mußte, auf Befehl in die Feldmark auszurücken und den Feind abzuwehren, indem sie die Schlagbäume besetzte und so die Einfalls- tate sperrte.

Um der Ueberrumpelung vorzubeugen, stand an den Durchgängen durch die Landwehr, woher die größte Gefahr drohte, ein Wächter. Dieser sollte nach einer Vorchrift der Stadt Mhaus (1658) „auf die Landwehr Achtung haben, auf das Holz sehen, damit es nicht verhaun würde, die Schlagbäume auf- und zuschießen, wenn es die Not erforderte, und Tag und Nacht darauf warten.“ Er hieß deshalb Bäume oder Böhmer, nach seiner Aufgabe auch Baumhüter oder, weil er den Baum des Abends schloß, Schlüter (Schließer) und Baumhüter, zuweilen auch Hedmann, weil er am Hed Wache hielt, und nach dem Hause am Wege, das er bewohnte, Weghaus oder Weghus (Wegs). Neben dem Schlagbaum war nämlich für den Wächter eine Wohnung erbaut als Entlohnung für seinen Dienst, ferner erhielt er einen Jahreslohn, den er selbst von den Bürgern einsammelte, etwas Garten- und Ackerland, das Recht der Nutzung der gemeinsamen Markt zur Viehwiede sowie Freiheit von allen Gemeindefällen. Zuweilen verfaß dies Amt ein in der Nähe wohnender Bauer oder Köter, um so die Ausgaben für den Unterhalt des Bäumers zu sparen, und aus dem gleichen Grunde wurde der Schlüssel auch wohl Bürgern der Stadt, besonders den Pfortnern anvertraut, die den Schlagbaum des Morgens auf- und des Abends abschloßen.

Doch genügten diese Vorkehrungsmaßregeln nicht, da die Städte als Grenzfestungen am meisten umstritten waren und die Bürger ständig auf plötzliche Ueberfälle gefaßt sein mußten. Es war daher Vorsorge zu treffen, daß die Annäherung feindlicher Reiter schon von weitem bemerkt und sofort den Bürgern bekannt gegeben wurde. In Städten mit kleinen Feldmarken verfaß diesen Wächterdienst der Turm auf dem Kirchturme der Stadt, der nach einer Verordnung des Rates zu Werne (Bischof Münster) vom Jahre 1591 „fleißig das Feld verwahren und, wenn jemand zu Felde gesehen wurde, so mannig Vieh, so manchmal blauen, u. wenn Hausen, Hausen blauen sollte. Morgens, wenn er auf den Turm ging, sollte er zunächst ins Feld sehen, und wenn er dann nichts vernahm, alsdann die alte Wä-